

Wirkendes Wort – wirkender Laut

Lautsymbolik in den Sprachen der Welt

Von Hilke Elsen

1. Einleitung

Seit einem Jahrhundert nun wird die Sprachwissenschaft von Saussure und seinem Arbitraritätspostulat geprägt. Daher beschäftigen sich nur wenige Arbeiten mit der Möglichkeit lautsymbolischer Wörter, vor allem auch deshalb, weil die meisten europäischen bzw. indogermanischen Sprachen auf den ersten Blick dazu tatsächlich wenige Beispiele bieten. Der folgende Artikel möchte die These der Willkürlichkeit des sprachlichen Zeichens relativieren. Er stellt zahlreiche Studien zu Konzepten und ihrer Versprachlichung in indogermanischen und anderen Sprachen vor. Dabei bleibt die Diskussion einer lautsymbolischen Sprachursprungsthese, die sich an universelle Befunde anschließen könnte, in dieser Arbeit ausgespart.

2. Lautsymbolik

Lautsymbolik (Phonosemantik) heißt, dass unterhalb der morphologischen Ebene die Lautebene zum Träger von Information wird. Dann lösen Sprachlaute, phonetische Merkmale, Töne, Lautgruppen, Silben, komplexere Lautstrukturen oder prosodische Muster wiederholt und für größere Sprechergruppen bestimmte Assoziationskomplexe aus, so dass sie mit Bedeutungsaspekten in Verbindung stehen. Die gängigen Definitionen vereinigen zwei unterschiedliche Betrachtungsweisen. Zumeist bildet eine natürliche Beziehung zwischen Klang und Referenten den Schwerpunkt, etwa aufgrund von Ähnlichkeit. Dies dürfte der naheliegenden Vorstellung von Lautsymbolik entsprechen, etwa bei Onomatopoetika wie *peng!* und *pieps!*. In diesen Fällen ahmen die Sprachlaute einen akustischen Reiz nach und sind dann durch eine Ähnlichkeitsbeziehung auf der akustischen Ebene geprägt. Andere Beispiele versprachlichen Gefühlsäußerungen (*au!*, *ih!*) oder stellen nicht-akustische Erscheinungen dar (*schnapp!*). Teilweise werden auch die Phonästhemata hier aufgelistet wie das *fl-* in *flattern*, *flitzen*, *flirren*, *flimmern* im Zusammenhang mit schneller, wiederholter Bewegung/Wirkung. Bei genauer Analyse zeigt sich, wie verbreitet das Phänomen ist (vgl. u.a. French 1976, Ultan 1978, Hinton/Nichols/Ohala 1994, Nuckolls 1999, Elsen 2014, 2015, 2016). Einige Sprachen verzeichnen sogar ein lautsymbolisches Vokabular von mehreren tausend Einträgen (Imai/Kita 2014). Aber da wir vor allem in literarischen Kontexten subjektive Einschätzung lautsymbolischer Art finden wie die von Arthur Rimbaud (1854–1891), „A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles“, genießt das Thema bis heute kein hohes Ansehen.

3. Die Rolle der Lautsymbolik in der Lexik

Überlegungen zu lautsymbolischen Aspekten realer Wortschätze gibt es schon lange. Abgesehen von philosophisch-religiösen Betrachtungen seit der Antike kam es mit Herder (1770) auch zu sachlichen Versuchen, die Entstehung der ersten Wörter nicht göttlich, sondern lautsymbolisch zu sehen. Für Grimm (1858, S. 39f.) hatten Laute einen natürlichen Gehalt. Wundt (1904, S. 317ff.) diskutierte lautsymbolische Aspekte, ebenso Humboldt (1836, S. 78ff.) Steinthal (1871, 376ff.), Gabelentz (1901, S. 215ff.), Paul (1937, 174ff.) und dann Jespersen (1922, S. 397).

3.1 Wortsammlungen

Aber die Idee, Wörter mit gleichen Lauten und gleichen Bedeutungen zu sammeln und genauer zu prüfen, musste sich erst entwickeln. Wenn in vielen verschiedenen, auch nichtverwandten Sprachen wiederholt Ähnlichkeiten bei Wörtern für die gleichen Dinge, Eigenschaften oder Handlungen zu finden sind und wir nicht davon ausgehen wollen, dass sie von einer einzigen Ursprungssprache abstammen, bleibt als einzige Erklärungsmöglichkeit eine lautsymbolische Motivation. Ähnliches gilt für Wörter einer Sprache, die nicht auf die gleiche Wurzel zurückgehen.

Eine der wenigen diachronen Arbeiten stammt von Oehl (1933). Er zeigte, dass es in allen ihm damals vorliegenden Sprachen aus vielen, auch nicht verwandten Familien die Wurzel **kap*, **pak* o.ä. in der Bedeutung ‘fassen’ gibt. Seiner Meinung nach wurde sie je parallel gebildet, und zwar aus einer Interjektion, die die Handbewegung des Zugreifens begleitete und die sich zu Wörtern mit heutigen Bedeutungen wie ‘fangen’, ‘Finger’ oder ‘fünf’ entwickelte. Hornbostel (1927) führt zahlreiche klang- und bedeutungsverwandte Beispiele auch aus afrikanischen Sprachen an, wobei er ganz ähnlich von einer „inneren“ Beziehung zwischen Laut und Bedeutung, die im Wesentlichen auf Bewegung beruht und motorisch begründet ist, ausgeht. Weitere Studien, die nach lautsymbolischen Werten in idg. und nicht idg. Wortschätzen suchten, stammen von Paget (1930), Heise (1966), Bloomfield (1909, 1910) oder Johnson (1967). Die folgenden Kapitel stellen Arbeiten vor, die sich auf der Suche nach Laut-Inhaltkorrespondenzen mit bestimmten Konzepten sprachübergreifend beschäftigen.

3.2.1 Größe

Die am besten untersuchte Korrelation ist die von vorderen, hellen Lauten wie /i/ und kleiner Bedeutung. Jespersen (1922/1933) trug als einer der ersten Wörter bzw. Morpheme für ‘klein(e) Dinge’ und ‘groß(e) Dinge’ aus vielen Sprachen zusammen, die die Größensymbolik deutlich zeigen, allerdings räumt er ein, dass seine Listen nicht systematisch zusammengestellt wurden.

Die gezielte Betrachtung der Diminutiva führte nicht unbedingt zu klaren Ergebnissen. Bauer (1996) stellte in seinem Korpus von 50 Sprachen aus allen Teilen der Welt keine Anzeichen von Größensymbolik bei den Diminutiv- und Augmentativbildungen fest, und auch Körtvélyessy (2011) fand in ihrer Untersuchung der Diminutiva und Augmentativa keine Universalität. Ultan (1978) führte eine sehr beachtete Studie zu

universellen Korrespondenzen von Lautung und Größenangaben durch, für die er 136 Sprachen, davon 48 aus der amerikanisch-indianischen Gruppe, berücksichtigte. Er konzentrierte sich dabei vor allem auf Diminutiva, ohne jedoch zu überzeugenden Ergebnissen zu gelangen, obwohl die Verteilung nicht ganz willkürlich war. Die Größensymbolik bestätigte sich lediglich tendenziell, ohne statistisch relevant zu werden: Helle, vordere Laute verweisen auf kleine Inhalte. Aber, und dies ist durchaus aussagekräftig, er konnte Gegenkorrespondenzen nicht oder kaum belegen, was eine Willkürlichkeit bei der Laut-Bedeutungszuordnung auf jeden Fall ausschließt.

Umstritten ist Diffloths (1994) Beitrag, der das Bahnar in Vietnam als Gegenbeispiel für Größensymbolik anführt. Hier korrelieren hohe Vokale mit 'groß' und tiefere mit 'klein'. Allerdings bezieht sich die Größensymbolik im Gegensatz zum Titel „i: *big*, a: *small*“ nicht auf *a*-Laute, sondern auf Oppositionen zwischen *i*, *u* und geschlossenen *e*- und *o*-Lauten gegenüber offenen /*ɛ*/ und /*ɔ*/. Rausch (2014) wendet ein, dass die beiden Sprachen Koreanisch und Bahnar regelmäßig Ablaut zur Bedeutungsänderung verwenden, und zwar *i* für größere und *a* für kleinere Kategorien (Kim 1977, Diffloth 1994). Dies beruht jedoch auf Beispielen, die nicht klar mit diminutiver oder augmentativer Bedeutung in Verbindung stehen, sondern eher noch mit anderen Aspekten, vgl. im Koreanischen „/piŋkuul/ '(turn) round and round', /peŋkuul/ 'round and round (the circle involved is smaller and the movement faster)'“ (Kim 1977, S. 67). Die Intensität der Bewegung steigt, auch wenn der Kreis kleiner wird, und die gesteigerte Intensität könnte genauso gut mit Größe korrelieren. Im Koreanischen interagiert außerdem in nicht wenigen Fällen Lautsymbolik mit Vokalharmonie und Lautwandel (Kim 1977), so dass eine Größenrelation verwässert wird. Schließlich weisen Gordon/Heath (1998, S. 427) darauf hin, dass die Bahnar-Beispiele von Diffloth nur aus einer kleinen, besonderen Gruppe an expressiven Reduplikationen stammen. In vielen Fällen bezieht sich der Vokalunterschied wieder auf Intensitätssymbolik, sie stellen damit keine Gegenbeispiele für die *i/a*-Größensymbolik dar. Das heißt, insgesamt überzeugt Diffloths Argumentation nicht.

In einer Analyse von 24 polaren Konzepten wie *klein*, *groß*, *schwach*, *stark*, *schnell*, *langsam* aus 53 Sprachen ermittelt Levickij (2013) sprachfamilienübergreifend statistisch relevante universelle Relationen zwischen der Laut- und Bedeutungsebene. Natürlich findet nicht jedes Konzept eine lautliche Entsprechung, etwa 'Tür' oder 'Haus', nicht jeder Laut weist symbolischen Gehalt auf, so das Schwa. Andere wirken individualsprachlich, beispielsweise das *a* in slawischen und baltischen Sprachen, das dort für 'klein' steht. Für Levickij (2013) ist Lautsymbolik nicht als absolute Größe zu sehen, weil einige Laute nur im Vergleich zu anderen lautsymbolische Werte aufweisen und weil Gegensätze unterschiedlich stark symbolisch wiedergegeben werden. Denn die eigentliche Wirkung liegt nicht unbedingt am Laut, sondern an phonetischen Eigenschaften. Bei den Konsonanten führen die Merkmale lateral und gerollt zu lautsymbolischen Effekten, bei den Vokalen ein geschlossener oder offener Mund, 'klein' korreliert stark mit Geschlossenheit.

Trotz allem – auch in dieser Studie werden am häufigsten Größe und Stärke symbolisiert. Vor allem aber treten individuelle Korrespondenzen unabhängig von universellen bzw. natürlichen auf. Denn obwohl *a* in slawischen Sprachen für kleine Größe steht, beurteilen russische und ukrainische Sprecher/innen im Experiment *a* als 'groß' und *i*

als ‘klein’ (Levickij 2013, S. 87; bei koreanischsprachigen Versuchspersonen Shinohara/Kawahara 2010). Lautsymbolik ist latent vorhanden, ohne dass sie immer wirkt. Sie hat relativen Charakter und betrifft extreme Aspekte. Unabhängig von Lexik- und Phonemsystemen ist die Größensymbolik psycholinguistisch real.

Weitere Studien, die in verschiedenen Sprachen Größensymbolik finden, zu denen auch Chinesisch und Thai gehören, stammen von Thorndike (1945), Chastaing (1962, 1964a 1965a), Peterfalvi (1965, 1970), Johnson (1967), Huang/Pratoomraj/Johnson (1969), Klank/Huang/Johnson (1971).

3.2.2 Distanz

Eng verwandt mit Größe ist das Konzept der Distanz wegen der Parallelität von ‘klein’ und ‘kleine Distanz’ bzw. ‘groß’ und ‘große Distanz’ (Tanz 1971). Traunmüller (1996) sieht den Zusammenhang zusätzlich pragmatisch, denn wenn wir auf etwas Entferntes zeigen, muss es groß sein. Hier gibt es deutliche Ergebnisse, z.B. bei Ultan (1978). Daneben sammelte auch Morris Swadesh Lexeme aus verschiedenen Sprachen. Wörter für Nähe wiesen eher *i*, Wörter für die Distanz eher *a* oder *u* auf (Crystal 2010). Tanz (1971) untersuchte Wörter für *hier* und *da* in zahlreichen Sprachen und konstatierte in den Wörtern für *hier* eher *i* vs. *a*, *o* und weniger Silben. Wenn sie das Konzept auf die zeitliche Dimension überträgt, *hier/jetzt* gegenüber *da/dann*, findet sie, dass von den rund 200 unregelmäßigen Verben des Englischen 58 das *i* im Präsens haben, jedoch nicht im Präteritum, umgekehrt jedoch nur sieben. Auch diese ungleiche Verteilung könnte ein Hinweis auf das Wirken von Lautsymbolik sein. Vergleichbare Ergebnisse erhielt Woodworth (1991) für die Distribution der Vokale in Pronomen und Adverbien zu Nähe und Ferne sowie in direktionalen Affixen in 26 Sprachen: Höherer Ton heißt ‘näher’. Beide Autorinnen listen ihre Testwörter auf (vgl. auch Traunmüller 1996, zu Distanzwörtern im Ungarischen vgl. auch Tsur 2006).

3.2.3 Mama, Papa und andere

Jakobson (1959/1971) fand bei den Wörtern für *Mama* und *Papa* in vielen, auch nicht verwandten Sprachen, dass 55 % der Begriffe für die Mutter Nasale aufweisen, die für den Vater aber nur zu 15 %. Er erklärt sich das über die Lautäußerungen der Säuglinge beim Trinken an der Brust, die nur nasal gebildet werden können. Morris Swadshs Lexeme aus verschiedenen Sprachen weisen bei Ausdrücken für die Mutter ebenfalls die Tendenz zu Nasalen auf, bei denen für den Vater die zu vorderen Oralkonsonanten (Crystal 2010). Murdock (1959) ermittelte in zahlreichen Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien in Wörtern für die Mutter überwiegend vordere Nasale, vor allem *m*, und in Wörtern für den Vater vordere Plosive, ebenfalls vor allem bilabiale (vgl. auch Wescott 1980, S. 10). Andere Konsonanten kamen nur in geringer Zahl vor. Außerdem traten überwiegend *a* und schwa-ähnliche Vokale auf, jedoch kaum *i*, *e*, *o* oder *u*.

Allott (1995) überprüfte Wörter für rund 40 Referenten aus 23 verschiedenen, auch mit dem Englischen nicht verwandten Sprachen. Dabei erhielt er lautliche Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten, die nicht mehr zufällig genannt werden können und die eher

auf sprachübergreifende Lautsymbolik zurückzuführen sind, vgl. dt. *name*, jap. *namae*, türk. *nam*, malay. *nama*, finn. *nimi*, eine amerind. Sprache *nami*, chines. *ming*.

Die frühen Wortschatzstudien ergaben stets Hinweise auf Lautsymbolik bzw. Laut-Bedeutungskorrespondenzen. Sofern sie mehr als zufällig sind, sprechen sie gegen Arbitrarität. Allerdings ist der Einfluss von Sprachwandelerscheinungen auf Form und Inhalt der sprachlichen Zeichen zu bedenken und vor allem die dominierende Rolle der lexikalisierten Bedeutung bei der Untersuchung semantischer Aspekte. Weitere Kritik zu eher locker zusammengestellten Listen führt Nobile (2014) an: Sprachen haben jeweils nur sehr wenige Wörter, die eindeutig ‘klein’ und ‘groß’ meinen. Bei verwandten Wörtern wie *kurz*, *schmal* etc. fließen weitere Bedeutungsaspekte mit ein, die die Lautung beeinflussen könnten. Und schließlich ist die Zusammenstellung einer Liste von Beispielswörtern nur methodisch akzeptabel, wenn das gesamte Lexikon betrachtet wird (Hill 1972). Statt persönlicher Einschätzungen oder individueller Wortsammlungen stehen mittlerweile auch statistische Verfahren wie bei Levickij (2013) zur Verfügung, die die Verteilung von Lauten und Lautverbindungen in Wörtern aus verschiedenen Sprachen vergleichen und messen.

3.2 Konkrete Zählungen

Mithilfe von Computerprogrammen bearbeiteten Wichmann/Holman/Brown (2010) ein Datenkorpus aus der Hälfte aller existierenden Sprachen. Sie nahmen aus der Swadesh-Liste von 1955 (Swadesh 1955, 1972) 40 Lexeme mit relativ kultur-neutralen Inhalten wie ‘Blut’, ‘Knochen’, ‘Hund’, ‘Sonne’, ‘sterben’ oder ‘hören’, ohne Onomatopoeika zu berücksichtigen. Die Frage war, ob Lautsymbolik im Grundwortschatz sprachübergreifend zu finden ist insofern, als die Lautverteilung in den Wörtern zu lautlich motivierten Gruppierungen führt bzw. bedeutungsverwandte Wörter eine ähnliche Lautform zeigen. Bei 18 % der Wörter, darunter *Brust*, *ich*, *Knie*, *du*, *Nase*, *Name* und *wir*, fanden sie mögliche lautsymbolische Einflüsse. Für diese Wörter bzw. Konzepte scheint es auch prototypische Wortformen zu geben wie *muma* ‘Brust’, *nin* ‘du’ oder *naa* ‘ich’. Die Begründungen für die Laut-Bedeutungskorrelationen wirken allerdings interpretativ. Wenn Lautsymbolik als statistische Verteilung und messbare Laut-Inhaltsverbindung verstanden wird, scheint sie für einige Bereiche des Lexikons gegeben zu sein. Die Autoren weisen Form-Inhaltskorrelationen zahlenmäßig nach, jedoch ohne mögliche Erklärungen. Das Problem der Motivation, welches Wort besser zu einem Konzept passt und warum, bleibt ausgeklammert. Dieser Zusammenhang bildet jedoch den Kern der Lautsymbolikforschung, und es bleibt weiterhin zu vermuten, dass er nur für einen kleinen Teil der Laut- und Bedeutungsaspekte gilt. Reine Häufigkeitsverteilungen ohne Funktionsvorteil helfen dem Aufspüren von Lautsymbolik nur bedingt. Deswegen sollten Frequenzanalysen von der Frage nach natürlichen Bezügen begleitet sein. Ikonismus, also Ähnlichkeit, ist nur eine der Möglichkeiten.

In Fónagy (2001) suchten die Versuchspersonen passende ungarische Wörter für vier Konzeptgruppen für u.a. *dunkel*, *langsam*, *traurig*, *hässlich* bzw. *hell*, *schnell*, *fröhlich*, *klein* bzw. *bitter*, *schlecht*, *hart*, *Ärger* bzw. *Liebe*, *gut*, *süß*, *zart*, *weich*, die dann ins Englische und Französische übersetzt wurden. Er erhielt in allen drei Sprachen besonders viele vordere Vokale in den Wörtern um *leicht* und besonders viele *l* und *m* in

denen um *Liebe*. In der Gruppe um *bitter* und *hart* gab es besonders viele *r*, im Ungarischen und Französischen außerdem viele harte Plosive. Mit seinem statistischen Ansatz zeigt er, dass inhaltlich ähnliche Lexemgruppen als Ganze gewisse Vorlieben für Sprachlaute zeigen, die offenbar gut zu einer Bedeutung passen (Fónagy 2001, S. 8). Als Begründung zieht er die Rolle des Sprechapparates heran. Denn hier kommt es während einer aggressiven Stimmung zu mehr Spannung. Sie spiegelt sich wider in der Kontraktion des Rachens und der Uvula und einer größeren Kontaktfläche von Lippen, Zunge und Palatum bei den Plosiven. Die Lippen werden bei Abscheu und Aggression zurückgezogen, während sie im Zusammenhang mit Zärtlichkeit vorgestülpt und gerundet sind. Die Zunge ist bei angenehmen Gefühlen weiter vorgelagert, bei unangenehmen rückgelagert. Außerdem könnten, so Fónagy (2001, S. 18ff.), die Bewegungen der Sprechorgane darüber hinaus Ersatz für Köpergestik sein.

In einem Korpus aus 111 Sprachen aus allen Sprachfamilien fand Urban (2011) statt der eigentlich zu erwartenden Arbitrarität bei der Lautverteilung viele Nasale in den Wörtern für die Nase, signifikant mehr bilabiale Plosive in denen für die Lippen und etwas höhere Werte als zufällig für alveolare Plosive in den Wörtern für Zähne, jeweils im Gegensatz zur neutralen Vergleichsbasis für Wörter wie *Gras*, *Blut* und *Knochen* mit arbiträrer Lautverteilung. Das heißt, dass Begriffe für Körperteile, die als Artikulatoren beim Artikulationsort nötig sind, Laute mit übereinstimmendem Artikulationsort verwenden, wobei mit steigender optischer Auffälligkeit des Körperteils die statistische Signifikanz steigt. Zusätzlich traten die Sprachlaute meist wortinitial und damit klar erkennbar auf. In bestimmten lexikalischen Bereichen scheint es motivierte Bezüge zwischen Bedeutungsaspekten und Lautebene zu geben.

Ähnlichen Zusammenhängen ging auch Ciccotosto (1991) für sechzehn Basiskonzepte wie *Mund*, *Zahn*, *essen* in 229 Sprachen nach. Pro Konzept betrachtete er die Wörter aus fünfzig Sprachen, ein Prozent der ca. 5.000 Sprachen der Welt. Er ging davon aus, dass (ethno)anatomische, physiologische, aber auch kulturspezifische Wörter wie *Brust*, *Zahn*, *husten*, *essen*, *kauen*, *Wasser* automatisch mit bestimmten Geräuschen verbunden sind. Das heißt, die Artikulationsweise steht in einem motivierten Zusammenhang mit dem Bezeichneten. Auch für ihn sind die Sprechwerkzeuge beteiligt. Die entsprechenden Geräusche sollten sich als bestimmte phonetische Merkmale wiederfinden lassen, beim Husten etwa als Plosive und hintere Konsonanten und Vokale, beim Saugen als Palatale, Nasale, Frikative und Affrikaten, beim Schlucken als Halbvokale und hintere Konsonanten. Bei anatomischen Begriffen könnte eine Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Artikulation und Körperteil bzw. der speziellen Funktion zugrunde liegen, also beim Zahn vordere Konsonanten und Plosive, weil Zähne hart sind und sich vorn im Mund befinden. In Wörtern, die die Konzepte versprachlichen, sollten diese Merkmale sehr häufig zu finden sein. Das würde dann auf das Wirken von Lautsymbolik hinweisen, unabhängig von Sprachfamilie und Verwandtschaft. Wichtig wären positive Ergebnisse unter anderem, weil Ähnlichkeiten zwischen Wörtern nicht automatisch auf Sprachverwandtschaft deuten. Ciccotosto (1991, S. 192f.) findet statistisch auffällige Merkmal-Konzeptverbindungen, und die Ungleichverteilung deutet er als Hinweis auf einen lautsymbolischen Ursprung mancher Lexeme. Es ist durchaus plausibel anzunehmen, dass die Menschen überall die gleichen Laute für eine symbolisch-ikonische

Darstellung in bestimmten Lexikbereichen nutzen, da sie über eine einheitliche anatomische Ausstattung verfügen.

Bei vielen Tierbezeichnungen tritt der onomatopoetische Hintergrund klar zutage. Berlin (1992) konzentrierte sich auf die Klassifikation von Pflanzen und Tieren in mündlich tradierten Sprachsystemen. Seiner Ansicht nach benötigen ganz besonders Sprachen ohne Schrift metaphorische und ikonische Pflanzen- und Tiernamen, weil sie leichter erlernt, behalten und verwendet werden können (Berlin 1992, S. 27). Deswegen überprüfte er die Möglichkeit von Lautmalerei als Motivationsgrundlage und fand in seinem Korpus mit idg. und nicht-idg. Namen für Kröten und Frösche auffällig viele mit Lateral und [r]. Hays (1994) nahm dieses Ergebnis zum Anlass für ein eigenes Korpus. Die 560 Bezeichnungen für Frösche und Kröten aus 216 Sprachen Neu Guineas bestätigten Berlins Ergebnisse grundsätzlich. Im Vergleich zu Kontrollwörtern wie *Rauch*, *Stein*, *Zahn* traten in solchen Namen (alveolare) *r*-Laute, auch retroflexe und Flaps, sowie die dentalen bzw. alveolaren *l* hochsignifikant häufiger auf, genauso wie velare Frikative und Plosive sowie der Knacklaut. Wenn die Lautierungen der dortigen Spezies genauer untersucht werden, die eine größere lautliche Spannbreite nutzen und nicht mit den europäischen *croak/quak*-Geräusche gleichgesetzt werden dürfen, liegt eine lautmalerische Entstehung nahe. Insgesamt haben 72,5 % der von ihm untersuchten Sprachen Frosch- bzw. Krötennamen mit *r-/l*-Lauten bzw. Velar im Vergleich mit den Kontrollwörtern mit 54,3 %. Die Benennungen sind damit sicher nicht arbiträr, ein lautmalerischer Ursprung erscheint einleuchtend und wäre auch funktional plausibel.

Berlins (1994) Untersuchung von Bezeichnungen für Fische und Vögel im Huambisa ergab nicht nur Größensymbolik. Die Namen für kleinere Tiere hatten disproportional viele [i] im Stamm gegenüber überproportional vielen [a] and [u] bei denen für große Fische und Vögel. Daneben aber traten in den Vogelnamen deutlich mehr Laute mit hoher akustischer Frequenz auf, die schnelle Bewegung konnotieren, während Fische mit den weichen, fließenden, langsamen Bewegungen überwiegend Namen mit Lauten niedriger Frequenz bekommen. Diese Ergebnisse konnte er noch für weitere Sprachen zeigen.

Auch Marttila (2011) sammelte Vogelnamen aus 237 Sprachen aus unterschiedlichen Sprachfamilien. Auch er fand außergewöhnliche Ähnlichkeiten bei den Lautbildern: 81 % seiner Interjektionen für das Krähen des Hahns beginnen mit dem velaren Plosiv. 92 % der Wörter für Krähe und Rabe weisen einen lautmalerischen Anteil auf (Marttila 2011, S. 172f.). Die Namen ähneln unverkennbar den Lautäußerungen der Tiere. Die vorgestellten Untersuchungen zu Tiernamen sind eindeutig lautsymbolisch oder direkt schallnachahmend.

4. Psycholinguistische Tatsachen

Lautsymbolische Effekte treten am deutlichsten in Kunstwörtern zutage. Deswegen arbeiten sehr viele Studien ganz bewusst nicht mit lexikalisierten Testwörtern. Eines der wichtigsten Ergebnisse ist die Erkenntnis, dass die Verbindung von hellen Lauten mit der Vorstellung von 'klein' als universell zu betrachten und offensichtlich von Anfang an vorhanden ist. Drei bis vier Monate alte Babys schauen lieber große Gegenstände im Gegensatz zur kleinen Variante an, wenn diese von einem *o*- oder *a*-Laut begleitet wa-

ren, umgekehrt bei einem *i*- oder *e*-Laut (Peña/Mehler/Nespor 2011). In zahllosen Experimenten, allen voran Sapir (1929), werden Kunstwörter wie *mil* kleinen, solche wie *mal* großen Referenten zugeordnet (zu einem Überblick vgl. Volke 2007, Elsen 2014, 2015, 2016, neuere Arbeiten z.B. Thompson/Estes 2011). Die Korrelation finden sich selbst in slavischen Sprachen oder im Koreanischen, die in ihrem lexikalisierten Vokabular *a* eher mit klein und schnell verbinden (s.o.: Shinohara/Kawahara 2010, Levickij 2013). Lern- und Häufigkeitseffekte des Lexikons können darum ausgeschlossen werden. Jahrzehntelange Forschung mit Kunstwörtern kommt immer wieder zu dem Schluss, dass Eigenschaften wie ‘klein, leicht, dünn’ mit hellen Vokalen, vor allem /i/, korrelieren, und ‘groß, dick, schwer’ mit /ɑ, u, ɔ/, nie anders herum. Die Eigenschaften, die mit /i/ in Verbindung gebracht werden, stehen stets in Opposition zu denen, die zu /ɑ, u, ɔ/ passen.

Die Ursachen dürften in einer natürlichen Beziehung zwischen Laut und Assoziation zu finden sein. Erstens produzieren kleine Tiere helle Laute und große dunkle Laute. Das schlägt sich in klanglich motivierten Lexemen nieder wie *pieps!*, *quiek!*, *zirpen*, *wimmern*, *winseln*, *to tweet*, *to squeak* im Vergleich zu *brumm!*, *grollen*, *donnern*, *to growl*, *to roar*. Zweitens kommen auch artikulatorisch-kinästhetische Begründungen infrage, denn bei den hellen Lauten ist der Mundraum kleiner, bei den dunklen ist er größer. Auf jeden Fall kann die Größensymbolik auf psycholinguistischer Ebene als real existierend und universell gelten.

5. Fazit

Insgesamt bestätigen die Studien, dass Lautsymbolik in bestimmten Bereichen des Lexikons vorhanden ist und auch sprach- und sprachfamilienübergreifend gilt. Einige Aspekte sind zudem psychologisch real. Zu Recht könnte eingewendet werden, dass so manche Arbeit statistisch nicht relevant oder methodisch unsauber durchgeführt wurde. Trotzdem ist Lautsymbolik nachweisbar, wenn auch manchmal nur schwach. Gäbe es keine Lautsymbolik, so sollten die Zahlen bei der Zufallsverteilung bleiben und vor allem auch kein Meiden bestimmter Laute bei manchen Konzepten ergeben. Aber sind die teils deutlichen, teils eher kargen Ergebnisse überhaupt aussagekräftig?

Rein statistisch gesehen ja. Denn bei einem Lexikon in der Dimension unserer heutigen Sprachen ist Arbitrarität Voraussetzung für ein effektives Funktionieren. Lautsymbolische Wörter sind leicht zu bilden, zu lernen und zu verwalten. Aber mit der Notwendigkeit, mehr und mehr Inhalte zu versprachlichen, wächst das Vokabular an, während die Möglichkeiten, genügend Unterschiede zwischen den Formen zu gewährleisten, zurückgehen. Die Wörter ähneln sich zunehmend, es kommt zu Homonymien, zu Ambiguitäten und zu Missverständnissen. Gasser (2005) führte Computersimulationen durch, um zu zeigen, dass Arbitrarität bei einem großen Vokabular von Vorteil ist. Wortschätze stellen für den Beweis der Existenz von Lautsymbolik also gar keine valide Datengrundlage dar. Wenn wir sie trotzdem finden, dann sollte uns das zu denken geben.

Literatur

- Allott, Robin (1995): Sound symbolism. In: Figge, Udo L.: *Language in the Würm Glaciation*. Bochum. S. 15–38.
- Bauer, Laurie (1996): No phonetic iconicity in evaluative morphology. In: *Studia Linguistica* 50.2. S. 189–206.
- Berlin, Brent (1992): *Ethnobiological Classification: Principles of Categorization of Plants and Animals in Traditional Societies*. Princeton.
- Berlin, Brent (1994): Evidence for pervasive synesthetic sound symbolism in ethnozoological nomenclature. In: Hinton, Leanne, Nichols, Johanna, Ohala, John: *Sound Symbolism*. Cambridge. S. 76–93.
- Bloomfield, Leonard (1909): A semasiologic differentiation in Germanic secondary ablaut. In: *Modern Philology* 7.2. S. 245–288.
- Bloomfield, Leonard (1910): A semasiologic differentiation in Germanic secondary ablaut (concluded). In: *Modern Philology* 7.3. S. 345–382.
- Chastaing, Maxime (1962): La brillance des voyelles. In: *Archivum Linguisticum* 14. S. 1–13.
- Chastaing, Maxime (1964): Nouvelles recherches sur le symbolisme des voyelles. In: *Journal de psychologie normale et pathologique* 61. S. 75–88.
- Chastaing, Maxime (1965): Dernières recherches sur le symbolisme vocalique de la petitesse. In: *Revue philosophique* 155. S. 41–56.
- Ciccotosto, Nick (1991): *Sound Symbolism in Natural Language*. Diss. Florida.
- Crystal, David (³2010): Sound symbolism. In: *The Cambridge Encyclopedia of Language*. Cambridge. S. 182–184.
- Diffloth, Gérard (1994): i: big, a: small. In: Hinton, Leanne, Nichols, Johanna, Ohala, John. In: *Sound Symbolism*. Cambridge. S. 107–114.
- Elsen, Hilke (2014): Lautsymbolik – ein vernachlässigter Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft. In: *Glottology*. S. 185–218.
- Elsen, Hilke (2015): Der Faktor Lautsymbolik. In: *JournaLIPP* 4. S. 27–42.
- Elsen, Hilke (2016): *Einführung in die Lautsymbolik*. Berlin.
- Fónagy, Ivan (2001): *Languages within Languages. An Evolutive Approach*. Amsterdam et al.
- French, Patrice L. (1976): Toward an explanation of phonetic symbolism. In: *Word* 28.3. S. 305–322.
- Gabelentz, Georg von der (1901): *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig.
- Gasser, Michael (2005): The origins of arbitrariness in language. In: Forbus, Kenneth, Gentner, Dedre, Regier, Terry. In: *Proceedings of the 26th Annual Conference of the Cognitive Science Society*. Austin, Texas. S. 434–439.
- Gordon, Matthew, Heath, Jeffrey (1998): Sex, sound symbolism, and sociolinguistics. In: *Current Anthropology* 39.4. S. 421–449.
- Grimm, Jacob (⁴1858): *Über den Ursprung der Sprache*. Berlin.
- Hays, Terence E. (1994): Sound symbolism, onomatopoeia, and New Guinea frog names. In: *Journal of Linguistic Anthropology* 4.2. 153–174.
- Heise, David R. (1966): Sound-meaning correlations among 1.000 English words. In: *Language and Speech* 9.1. S. 14–27.
- Herder, Johann Gottfried (1770): *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Berlin.
- Hill, Archibald (1972): Sound-symbolism in lexicon and literature. In: Smith, M. Estelie: *Studies in Honor of George L. Trager*. The Hague/Paris. S. 142–147.
- Hinton, Leanne, Nichols, Johanna, Ohala, John (1994): *Sound Symbolism*. Cambridge.

- Hornbostel, Erich Moritz von (1927): Laut und Sinn. In: Meinhof, Carl. Festschrift Meinhof. Sprachwissenschaftliche und andere Studien. Hamburg. S. 329–348.
- Huang, Yau-Huang, Pratoomraj, Sawat, Johnson, Ronald C. (1969): Universal magnitude symbolism. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 8.1. S. 155f.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin.
- Imai, Mutsumi, Kita, Sotaro (2014): The sound symbolism bootstrapping hypothesis for language acquisition and language evolution. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society B*. 369. 2013.0298. S. 1–13.
- Jakobson, Roman (1971): Why „mama“ and „papa“? In: Jakobson, Roman: *Selected Writings I. Phonological Studies*. Second, expanded edition. The Hague/Paris. S. 538–545. (Original 1959).
- Jespersen, Otto (1922): *Language. Its Nature, Development and Origin*. London.
- Jespersen, Otto (1933): Symbolic value of the vowel *i*. In: Jespersen, Otto: *Linguistica. Selected Papers in English, French and German by Otto Jespersen*. S. 283–303. (Original 1922. *Philologica* 1.)
- Johnson, Ronald C. (1967): Magnitude symbolism of English words. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 6. S. 508–511.
- Kim, Kong-On (1977): Sound symbolism in Korean. In: *Journal of Linguistics* 13.1. S. 67–75.
- Klank, Linda J. K., Huang, Yau-Huang, Johnson, Ronald C. (1971): Determinants of success in matching word pairs in tests of phonetic symbolism. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 10. S. 140–148.
- Körtvélyessy, Livia (2011): A cross-linguistic research into phonetic iconicity. In: Körtvélyessy, Livia, Štekauer, Pavel: *Lexis 6. Diminutives and Augmentatives in the Languages of the World*. S. 27–39.
- Levickij, Viktor V. (2013): Phonetic symbolism in natural languages. *Glottology* 4.1. S. 72–91.
- Marttila, Annu (2011): *A Cross-Linguistic Study of Lexical Iconicity and its Manifestation in Bird Names*. München.
- Murdock, George Peter (1959): Cross-language parallels in parental kin terms. In: *Anthropological Linguistics* 1.9. S. 1–5.
- Nobile, Luca (2014): L'iconicité phonologique dans les neurosciences cognitives et dans la tradition linguistique française. In: *Le français moderne* 82.1. S. 131–169.
- Nuckolls, Janis B. 1999: The case for sound symbolism. In: *Annual Review of Anthropology* 28. S. 225–252.
- Oehl, Wilhelm (1933): *Fangen – Finger – Fünf. Studien über elementar-parallele Sprachschöpfung*. Freiburg.
- Paget, Richard Arthur Surtees (1930): *Human Speech. Some Observations, Experiments, and Conclusions as to the Nature, Origin, Purpose and Possible Improvement of Human Speech*. London.
- Paul, Hermann (⁵1937): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle/S.
- Peña, Marcela, Mehler, Jacques, Nespors, Marina (2011): The role of audiovisual processing in early conceptual development. In: *Psychological Science* 22.11. S. 1419–1421.
- Peterfalvi, Jean-Michel (1965): Les recherches expérimentales sur le symbolisme phonétique. In: *L'année psychologique* 65.2. S. 439–474.
- Peterfalvi, Jean-Michel (1970): *Recherches expérimentales sur le symbolisme phonétique*. Paris.
- Rausch, Roman (2014): Sound symbolism in Elvish. Sindanoorie.net/art/ssymb.html (18.05.2016).
- Sapir, Edward: A study in phonetic symbolism. In: *Journal of Experimental Psychology* 12. S. 225–239.

- Shinohara, Kazuko, Kawahara, Shigeto (2010): A cross-linguistic study of sound symbolism: The image of size. In: Proceedings of the Berkeley Linguistic Society 36. Berkeley. (Paper delivered 2010).
- Steinthal, Heymann (1871): Abriss der Sprachwissenschaft. Erster Teil: Die Sprache im Allgemeinen. Berlin.
- Swadesh, Morris (1955): Towards greater accuracy in lexicostatistic dating. In: International Journal of American Linguistics 21.2. S. 121–137.
- Swadesh, Morris (1972): What is glottochronology? In: Swadesh, Morris. In: The Origin and Diversification of Language. Edited by Joel Sherzer. London. S. 271–284.
- Tanz, Christine (1971): Sound symbolism in words relating to proximity and distance. In: Language and Speech 14.3. S. 266–276.
- Thompson, Patrick D., Estes, Zachary (2011): Sound symbolic naming of novel objects is a graded function. In: The Quarterly Journal of Experimental Psychology 64.12. 2392–2404.
- Thorndike, Edward L. (1945): On Orr's hypotheses concerning the front and back vowels. In: The British Journal of Psychology 36.1. S. 10–14.
- Traunmüller, Hartmut (1996): Sound symbolism in deictic words. In: Quarterly Progress and Status Report 37.2. S. 147–150.
- Tsur, Reuven (2006): Size-sound symbolism revisited. In: Journal of Pragmatics 38. S. 905–924.
- Ulan, Russell (1978): Size-sound symbolism. In: Greenberg, Joseph H., Ferguson, Charles A., Moravcsik, Edith A: Universals of Human Language II. Phonology. Stanford. S. 525–568.
- Urban, Matthias (2011): Conventional sound symbolism in terms for organs of speech: A cross-linguistic study. In: Folia Linguistica 45.1. S. 199–214.
- Volke, Stefan (2007): Sprachphysiognomik. Grundlagen einer leibphänomenologischen Beschreibung der Lautwahrnehmung. Freiburg/München.
- Wescott, Roger W. (1980): Sound and Sense. Linguistic Essays on Phonosemic Subjects. Lake Bluff, Ill.
- Wichmann, Søren, Holman, Eric W., Brown, Cecil H. (2010): Sound symbolism in basic vocabulary. In: Entropy 12.4. 844–858.
- Woodworth, Nancy L. (1991): Sound symbolism in proximal and distal forms. In: Linguistics 29. S. 273–299.
- Wundt, Wilhelm (1904): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. Erster Band. Die Sprache. Zweite, umgearbeitete Auflage. Erster Teil. Leipzig.